

Recht verstandene Profilierung

Ein Zwischenruf zur gegenwärtigen ökumenischen Diskussion

Wie soll es in der Ökumene zwischen Katholiken und Protestanten angesichts aktueller Irritationen und ungelöster Grundsatzfragen weitergehen? Lohnt es sich, das Bemühen um Teilkonsense fortzusetzen? Der Neutestamentler Thomas Söding plädiert in seinem „Zwischenruf“ für eine profilierte Ökumene, bei der sich Katholiken wie Protestanten gerade von den Stärken der jeweils anderen Seite herausfordern lassen.

Die Erwartungen der Gemeinden sind groß, das Unverständnis ob der anhaltenden Trennung wächst. Warum kein gemeinsames Abendmahl? Warum keine Versöhnung mit Rom? Warum keine Anerkennung der evangelischen Kirche? Warum die Reserven gegenüber sichtbarer Einheit? Auch die Erwartungen der Gesellschaft sind eindeutig: Die Kirchen sollen gute Schulen leiten und geistliche Oasen schaffen, sie sollen Werke der Barmherzigkeit tun und das Haus des Glaubens offenhalten. Vor allem: Sie sollen es gemeinsam tun. Im weltgeschichtlichen Maßstab sind antireligiöse Bewegungen auf breiter Front zusammengebrochen. Der Fundamentalismus blüht auf, der den Glauben unvernünftig, gar militant werden lässt; er ist keine geringere Gefahr als der Relativismus, dem nichts heilig ist. Sollte das nicht die Stunde vereinter Aktionen und aktiver Vereinigung der christlichen Kirchen sein?

An der Basis gibt es nicht nur die guten Nachbarschaften, die sich in mehr als einer Generation auf breitem Feld bewährt haben; es gibt nicht nur erfolgreiche Partnerschaften in zahlreichen sozialen, kulturellen, pädagogischen Projekten; es gibt auch den wachsenden Druck, die Macht des Faktischen, die sich in den alltäglichen Kooperationen aufbaut, dogmatisch nachzuvollziehen und kirchenoffiziell anzuerkennen.

Die *Theologie* muss zu bedenken geben, dass die Unterschiede zwischen Evangelisch und Katholisch, um die noch vor kurzem leidenschaftliche Debatten von intellektueller Brillanz ausgetragen wurden, heute nicht etwa aufgelöst sind, sondern weitgehend auf Desinteresse stoßen. Aber sie muss auch aufpassen, nicht nur als Hemmschuh der Ökumene gesehen zu werden und womöglich wichtige Zeichen der Zeit zu übersehen.

Auf Seiten der *Kirchenleitungen* wächst die Skepsis, ob die Konsens-Ökumene, wie sie in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg mit besonderer Intensität betrieben worden ist, der Weisheit letzter Schluss sei. Sicher war es nötig, sich gegenseitig besser kennenzulernen und wechselseitige Missverständnisse aufzuklären. Ist aber die ganze Kirchentrennung ein einziges Missverständnis? Sicher gibt es sehr viel mehr Gemeinsames als Trennendes. Sind deshalb alle Unterschiede hinfällig?

Hüben wie drüben gab es an die Adresse der Ökumeniker, wenn sie eines ihrer „Dokumente wachsender Übereinstimmung“ vorgestellt hatten, immer wieder den Vorwurf, den wahren katholischen, den wahren evangelischen Glauben verraten und

weichen Kompromissen den Vorzug vor harten Wahrheiten gegeben zu haben. Meist sind es Minderheitsvoten solcher Experten geblieben, denen die ganze Richtung nicht passte (oder die nicht gefragt worden waren).

Nach dem größten Erfolg der Konsens-Ökumene, der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, 1999 in Augsburg unterzeichnet, hat sich aber im Deutschland der evangelischen Fakultäten offener Protest geregt (anders als im weltweiten Luthertum, wo die Zustimmung groß ist). Hat sich der Wind gedreht? Viele Intellektuelle sind der ökumenischen Friedensrhetorik überdrüssig. Auch der Ökumene?

Ob die Schärfe des Professorenprotestes eher an Schwächen des Dokumentes oder an seiner kirchenpolitischen Prominenz hing, bleibe dahingestellt. Richtig ist, dass die „Gemeinsame Erklärung“ einen Konsens in Sachen Rechtfertigung formuliert, der die ekklesiologischen Konsequenzen ausdrücklich offenlässt. Es ist auch nachvollziehbar, dass dies einem Lutheraner mehr Probleme bereitet als einem Katholiken – einem Bibliker allerdings weniger als einem Reformationsdogmatiker. Aber nach der „Gemeinsamen Erklärung“ gewinnt die Kirchenthematik an Fahrt. Die „Lutherisch/römisch-katholische Kommission für die Einheit“ hat sich des Themas „Apostolizität der Kirche“ angenommen. Nach zehn Jahren kommt die Arbeit jetzt zum Abschluss. Der Rechtfertigungskonsens hat Folgen. Bislang stammten die betonten Gemeinsamkeiten im Glauben aus vorreformatorischer Zeit: Jetzt geht es um das, was sich in der Reformation und nach der lateinischen Kirchenspaltung entwickelt hat.

Wenn die katholische Seite die lutherische Rechtfertigungslehre als eine substantielle Auslegung des Evangeliums beurteilt, die einen eigenen Wert hat, kann sie nicht umhin, auch das (vielgestaltige) Lehramt in den lutherischen Kirchen anzuerkennen, das ja diese Lehre hervorgebracht, verteidigt, geklärt, entwickelt hat. In Deutschland verfolgt der Ökumenische Arbeitskreis ein ähnliches Projekt; publiziert ist der erste Band (*Theodor Schneider / Gunter Wenz* [Hg.], *Das kirchliche Amt in apostolischer Nachfolge. I. Grundlagen und Grundfragen* [DiKi 12], Freiburg – Göttingen 2004). „Dominus Iesus“, das die Unterscheidung zwischen „Kirchen“ und „kirchlichen Gemeinschaften“ einschränkt, kann nicht das letzte Wort sein.

Die Kritiker treibt nicht nur die Frage um, ob die „Gemeinsame Erklärung“ richtig argumentiert, sondern auch, welches Ziel die Ökumene mit ihrem Konsensprojekt verfolgt und welche Wirkung sie zeitigt. Führt sie zur Abschleifung der konfessionellen Profile? Die Frage wird nicht nur von Mitgliedern der Betonfraktion an beiden Seiten des Kirchenhauses gestellt und nicht nur wegen der unsicheren Kantonisten, die sich in der Ökumene engagieren, weil sie mit ihrer eigenen Kirche über Kreuz liegen. Es ist die Identitätsfrage, die in den Vordergrund rückt. Was ist heute evangelisch? Was katholisch? Was darf vom Evangelischen, was vom Katholischen nicht verloren gehen – nicht im Sog der Säkularisierung, nicht im weiten Feld

des Synkretismus, auch nicht in der freundlichen Umarmung ökumenischer Partner?

Dass in der Ökumene die Identitätsfrage an Gewicht gewinnt und durch die Suche nach konfessionellen Profilen beantwortet werden soll, ist Teil eines großen Trends. Während die Globalisierung

alle Menschen zu uniformieren scheint, wächst die Suche nach den eigenen Wurzeln, dem Unverwechselbaren, dem Eigentlichen. Das erhöht die Identifikationsmöglichkeiten einzelner Personen und Gruppen, verschärft aber die Universalisierungsproblematik: Gelingt es noch, im Angesicht des Nächsten die eigene Position nicht nur zu behaupten, sondern zu vermitteln? Ist

noch ein Dialog möglich? Wird von einem Gespräch nur ein Meinungsaustausch oder ein Erkenntnisgewinn erwartet?

Wenn das gelingt, zeigt sich in der Frage nach der eigenen Identität die Frage nach Authentizität. Erst dann kommt die Theologie zu ihrem Recht. Authentizität ergibt sich nicht nur aus persönlicher Glaubwürdigkeit, sondern entscheidend aus der Verantwortung des eigenen Glaubens. Den Maßstab liefert die Heilige Schrift – nach katholischer ebenso gut wie nach evangelischer Theologie. Die letzte Instanz ist zwar nicht die Bibel, sondern das wirksame, das gelebte Wort Gottes. Aber wo und wie es wirkt, wo und wie es geglaubt oder verraten wird, kann theologisch nur im Lichte des Schriftzeugnisses beurteilt werden.

Die Tradition ist nach katholischer Lehre dazu da, dies zu ermöglichen. Zur Identität gehört die Verwurzelung in der eigenen Geschichte, auch der Konfessionsgeschichte. Zur Authentizität gehören die Reflexion, die Kritik und die Weiterführung dieser Geschichte.

Konsense und Kontroversen

Dass die Identitätsfrage weit nach vorne geschoben wird, ist auch eine Wirkung der Konsens-Ökumene. Die Weitsichtigen ahnen, es könne gelingen, die evangelischen Prinzipienfragen zum Verhältnis von Schrift und Tradition, von Glaube und Werken, von Christus und Kirche, so wie die Reformatoren sie gestellt haben, heute in einer Weise zu beantworten, die Katholiken und Protestanten kirchlich nicht trennt, sondern eint. Wäre damit alles gut?

Die ökumenische Theologie kann nicht nur die Vergangenheit des 16. Jahrhunderts aufarbeiten, sondern muss sich der ganzen Geschichte der Trennungen und der immer neuen Einheitsbewegungen zuwenden, insbesondere der Neuzeit und der Gegenwart. Sie muss einen Blick für das gewinnen, was in

der Zwischenzeit hier und dort gewachsen ist. Soll alles auf ein Einheitsmaß zurechtgestutzt werden? Welche Vielfalt droht verloren zu gehen, wenn das Einende so sehr betont wird? Was ist in der Reformation, nach der Reformation entstanden, das nicht nur wert ist, erhalten, sondern gepflegt und entwickelt zu werden? Was in der katholischen Gegenreformation und Reform? Wie sehen Katholiken dies, wie Evangelische?

Wenn eine „Ökumene der Profile“ zu einer profilierten Ökumene führen soll, ist dies die entscheidende Frage. Die Antwort ist keineswegs klar. Sie greift tief hinein in die Vorstellungen des Zieles ökumenischer Arbeit. Die eigentliche Frage, die *Walter Kasper* in dieser Zeitschrift (Kein Grund zur Resignation. Die katholische Kirche und ihre ökumenischen Beziehungen, in: HK, Dezember 2003, 605–611 ff.) bei seiner Bestandsaufnahme der Ökumene gestellt hat, besteht darin, ob die Identitätsfrage unter dem Vorzeichen der Wahrheitsfrage gestellt wird. Es geht nicht nur um das Problem, ob man sich Kirchen-Gemeinschaft nach den politischen Modellen eher eines Bundesstaates oder eines Staatenbundes vorstellt (die katholische Kirche kennt beides); es geht darum, ob man durch eine Relativierung oder eine Radikalisierung kirchlicher Lehre zu einer Kirchen-Gemeinschaft kommt.

Es ist sicher ehrenwert, den Weg einer ethisch konsolidierten Pragmatik zu gehen. Denn wahrscheinlich wird man sich bis zum Jüngsten Tag nicht in allen theologischen Fragen einigen können; pastorale Lösungen aber braucht man hier und jetzt. Doch wer Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft ausruft, ohne dass wesentliche Lehrfragen ausdiskutiert sind, muss mit Skepsis rechnen. Nur mit katholischer?

Es gibt eine breite, sich auf Schleiermacher berufende Strömung evangelischer Theologie (besonders in Deutschland), in der die geschichtlich existierenden Kirchen als „Kirchentümer“ angesehen werden, die markante Typen christlicher Lebensformen ausprägen, auf unterschiedliche Verständnisse des Evangeliums zurückzuführen sind und um des Reichtums des Evangeliums willen lernen müssen, friedlich zu koexistieren, aber nicht ihren Ehrgeiz darauf richten sollen, ihre Vielfalt wieder auf eine geschichtliche manifeste Kircheneinheit richten sollten.

Aber warum nicht, wenn doch die verschiedenen Kirchentümer einander nicht absprechen, sich auf das Evangelium berufen zu können? Die Reserve wäre nur dann begründet, wenn die Einheit der Kirche die Vielfalt der Formen authentischen Christseins beschneide. Wenn aber doch die jeweiligen Authentizitätsansprüche sachkritisch am Evangelium gemessen werden, dann ist es die Einheit des geschichtlich offenbaren Evangeliums, das auch die geschichtliche Manifestation der Kircheneinheit postuliert. Es wäre eine Einheit, die Vielfalt nicht als Einschränkung, sondern als Ausdruck ihres Wesens und Bedingung ihrer Möglichkeit, Einheit allerdings zugleich nicht als Einschränkung, sondern als Ermöglichung der Vielfalt und Bedingung ihrer Möglichkeit betrachtet – wie Paulus

das im Bild der Kirche als Leib Christi vorbildlich ausführt (1 Kor 12,12–27; Röm 12,3–8).

Die Konsensökumene, wie sie sich entwickelt hat, ist – jedenfalls theoretisch – ihren Kritikern einen Schritt voraus. Sie ist bereits eine Differenz-Ökumene. Die Pointe der „Gemeinsamen Erklärung“ – noch deutlicher die der Studie „Lehrurteilungen – kirchentrennend?“ (Freiburg – Göttingen 1986) – ist ja nicht die Behauptung, dass die lutherische und die römisch-katholische Rechtfertigungslehre identisch seien oder sein müssten, sondern dass die Unterschiede die Kirchen nicht trennen. Auch wer bezweifelt, dass dieser Nachweis im konkreten Fall geführt worden sei, müsste sich doch mit der Möglichkeit eines so verstandenen differenzierten Konsenses auseinandersetzen.

Dann aber ist konsequent weiterzufragen: Sind die verbliebenen Unterschiede eine Last, die man mit vereinten Kräften tragen kann, weil man im Großen und Ganzen stark genug ist? Oder sind die Unterschiede selbst eine Stärke, weil sie – in bestimmter Spiegelung und Brechung – das Evangelium neu entdecken lassen? Wird diese Frage gestellt, ist die Universalisierbarkeit theologischer Rede gewahrt, ohne dass Vielfalt die Einheit beschädigt oder Einheit die Vielfalt.

Ökumene der Stärken

Hat die gegenwärtige Debatte diesen Anspruch? Dient die Rede von einer Ökumene der Profile der wechselseitigen Abgrenzung oder der Einigung? Die Ökumene ist kein Selbstzweck, sondern ihrerseits hingeordnet auf die Mission der Kirche, durch Wort und Tat in dieser Welt Zeugnis von Gott abzulegen. Sollte man nicht dann eher von einer Ökumene der Stärken reden? Müsste nicht im Verhältnis der Kirchen untereinander, vor allem aber im Glaubensleben der Christenmenschen und im Welt-Dienst der Kirche gerade das zur Geltung kommen, was am Katholischen, am Evangelischen stark ist? Was aber wäre das? Und bringt es die Kirchen eher zusammen oder eher auseinander? Das ist die ökumenische Masterfrage heute. An einfache Komplementarität zu denken, verbietet sich; dafür sind die Stärken zu groß. Es geht um wechselseitige Stärkung, wechselseitige Kritik einbeschlossen.

Vieles – von dem zu selten gesprochen wird – ist leicht als Stärke zu erkennen. Über die Bedeutung der Caritas, der Bildung, der religiösen Kultur, des Betens braucht, Gott sei Dank, nicht gestritten zu werden. Die – dramatische abbröckelnde – katholische Tradition des sonntäglichen Kirchganges: Soll sie auf evangelischer Seite wirklich kritisiert werden, weil sie nicht immer ganz freiwillig war? Die – leider Gottes gleichfalls zurückgehende – evangelische Tradition des persönlichen und gemeindlichen Bibellesens: Soll sie auf katholischer Seite wirklich kritisiert werden, weil sie zuweilen zum Biblizismus führte? Welcher Katholik will die Ohren vor der evangelischen Kirchenmusik von Johann Sebastian Bach verstopfen? Wel-

cher Protestant die Augen vor Raffaels römischen Engeln verschließen? Hat nicht die evangelische Theologie ein ganz starkes Sensorium für die Gewissensfreiheit? Und die katholische für die Gemeinschaft des Glaubens? Ist die Vielfalt evangelischer Denominationen für Katholiken nur Wirrnis? Und das römische Zentrum für Evangelische nur eine Kommandozentrale?

Nicht immer ist die Sache klar. Wenn es an die Substanz geht, wird es ernst. Was die einen als Stärke sehen, werden die anderen als Schwäche auslegen, und umgekehrt. Aber der anderen Kirche zu sagen, was man selbst – auf der einen und der anderen Seite – als stark beurteilt, verändert nicht nur das Klima der Diskussion; es verringert die Gefahr der Selbstbespiegelung und erhöht die Chance, die Aufgabe des Glaubenszeugnisses in Wort und Tod besser zu erfüllen.

Katholische Konzentration auf Eucharistie und Amt

Eine große Stärke sieht die katholische Theologie in der Konzentration auf die Eucharistie. Keineswegs stark wäre eine Reduktion. Es gibt viele Gottesdienstformen; zur Zeit werden sie neu entdeckt – mehr der Not gehorchend als der Tugend. Dennoch kann Gutes draus werden. Desto stärker wird die Eucharistie herauskommen. Stark ist sie nicht nur unter dem Aspekt sinnlicher Symbolik, der heute so viele fasziniert, sondern wegen der Bedeutung, die das Letzte Abendmahl für Jesus hat. Die Kirche feiert das Geheimnis des Glaubens, das Jesus selbst gefeiert hat, weil er selbst dieses Geheimnis ist.

Die katholische Theologie betont gemäß Jesu Auftragswort das Tun der Kirche, weil die sakramentale Eucharistie nichts anderes als geistgewirkte Antwort auf das Wirken des Geistes ist. Sie spricht dem Priester die entscheidende Rolle als Vorsteher der Eucharistiefeier zu, weil sie festhält, dass keine andere Eucharistie gefeiert wird als die Eucharistie Jesu Christi. Die vatikanische Liturgie hebt die Isolierung des Priesters auf und stellt ihn, der der Gemeinde Christus repräsentiert, in die Gemeinde hinein, die ihrerseits Subjekt der Eucharistie ist, wenn anders sie Sakrament der Kirche ist.

Seit dem Zweiten Vatikanum wird auch die Einheit von Wort und Sakrament viel deutlicher als früher sichtbar. Die Eucharistie ist getragen vom Glauben an die reale Gegenwart des auferstandenen Gekreuzigten, die weder auf die konsekrierte Hostie noch auf den Augenblick der Feier reduziert, sondern so definitiv, so materiell und spirituell verstanden wird, wie Kreuz und Auferweckung Jesu dies vorgeben. Ohne Luthers Opferkritik, ohne die protestantische Worttheologie wäre es der katholischen Kirche wohl viel schwerer gefallen, diesen Weg zu gehen.

Dass nicht das Ziel des Weges erreicht ist – sollte die katholische Kirche das nicht daran erkennen, wie ernst und würdig im lutherischen Abendmahl unter beiderlei Gestalt kommuni-

ziert wird? Welche Bedeutung die Predigt hat? Kann es dann auf evangelischer Seite dabei bleiben, die Eucharistie nicht als Hochform von anderen Liturgien zu unterscheiden, die ihr eigenes Recht haben? Nicht jeden Sonntag Eucharistie zu feiern, wo immer es möglich ist? Überhaupt den eucharistischen Charakter des Letzten Abendmahles zu leugnen, obwohl die neutestamentlichen Texte von der Eucharistie Jesu sprechen, die sich in der Liturgie vergegenwärtigt?

Eine zweite Stärke sieht die katholische Theologie im sakramental verstandenen dreifachen Amt. Sakramental – über Begriffe kann man streiten – wird dieses Amt verstanden, weil es keine Funktion der Kirche ist, sondern eine Gabe des Heiligen Geistes zum Aufbau der Kirche, also zum Dienst in der Kirche (Eph 4), Schwächen des Bodenpersonals immer einkalkuliert. Die starke Bewegung der nachtridentinischen Theologie geht dahin, das kirchliche Amt weder primär juristisch noch rein sazerdotal, sondern umfassend pastoral zu beschreiben, so dass Leiten und Lehren, Feiern und Dienen als differenzierte Einheit verstanden werden. Dies ist eine Antwort auf die Reformation. Ob sie ausreicht, ist die Frage.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat keinen Schlusspunkt unter die Entwicklung der Amtstheologie gesetzt. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem bischöflichen und dem presbyteralen Dienst ist genauso noch näher zu bestimmen wie die zwischen dem gemeinsamen Priestertum aller Glaubenden und dem besonderen Priestertum des kirchlichen Dienstamtes. Es wäre eine Schwächung, würde die katholische Kirche hinter ihre eigene Tradition zurückfallen; es wäre eine Stärkung, besäße sie die Kraft, die Amtstheologie im Rahmen einer Theologie der Kirche voranzutreiben, die das Wirken des Heiligen Geistes weit stärker als üblich entfaltet. Es ist kein Wunder, dass die katholische Dogmatik dort besonders problemorientiert und konstruktiv argumentiert, wo sie im lebendigen Dialog mit der evangelischen Theologie steht.

An beiden Punkten – Eucharistie und Amt – wird von katholischer Warte aus erheblicher Klärungsbedarf auf evangelischer Seite ausgemacht. Eine Anerkennung als Kirche, die mehr ist als eine höfliche Geste, darf nur erwartet werden, wenn sich die evangelische Lehre auf breiter Ebene in der Richtung weiter entwickelt, die im Lima-Dokument angezeigt ist. Sonst wird es nach menschlichem Ermessen zwar gute Nachbarschaft und pastorale Zusammenarbeit, aber keine Eucharistie-Gemeinschaft geben.

Die protestantische Urerfahrung entfaltet ungebrochene Kraft

Worin die evangelische Theologie ihre Stärken sieht, kann sie nur selbst erklären. Aus katholischer Sicht springt viel ins Auge. Zwei Punkte nur seien genannt, nicht, weil sie aus evangelischer Sicht als die eigentlichen Stärken gelten müssten,

sondern weil sie die katholische Theologie auf strukturelle Schwächen aufmerksam machen, die sich gerade in der Moderne herausstellen.

Ein erster Punkt ist die Bedeutung der Kritik, sei es der Theologie gegenüber dem Lehramt, sei es der einzelnen Glaubenden gegenüber den Kirchenleitungen und der Theologie. Hierin zeigt sich die protestantische Urerfahrung, Luthers: „Hier stehe ich!“, in ihrer großen Kraft. Die katholische Lehre hat Nachholbedarf. Zwar ist sie weit davon entfernt, dem Lehramt ein Definitionsmonopol in Fragen der Glaubenswahrheit zuzuerkennen, wie ihr zuweilen unterstellt wird. Sie kennt vielmehr seit langem eine Vielfalt von „Orten“ verbindlichen Glaubenszeugnisses. Sie unterscheidet das Lehren der Bischöfe in seinem ekklesiologischen Status von dem der Professoren, weil verbindliches Lehren nicht nur auf der Überzeugungskraft der Argumente ruht, sondern Zeugnis und Verkündigung derjenigen sind, die zur Leitung der Kirche berufen sind und dazu eines spezifischen Charismas teilhaftig geworden sind.

Aber auch wenn dies überzeugt, muss sich die katholische durch die evangelische Theologie herausfordern lassen, mangelnde Rezeption kirchlicher Lehrentscheidungen durch das Gottesvolk, auch eine Rezeptionsverweigerung des Glaubensvolkes und einen sachlich begründeten Widerspruch der Theologie in ihr Denkgebäude zu integrieren. Das müsste ihr gelingen können, wenn sie als ihre Kernaufgabe die wechselseitige Selbstbegrenzung und Selbsterhellung von Glaube und Vernunft ernst nimmt und wenn sie die Theologie des Volkes Gottes weiterdenkt, die das Zweite Vatikanum bezeugt hat.

Eine zweite Stärke evangelischer Theologie liegt in der Öffnung des kirchlichen Amtes für Frauen. In der Kirche von Frau zu Frau (auch von Frau zu Mann und Mann zu Frau) zu reden, nicht nur privat, sondern im offiziellen kirchlichen Dienst, ist ein großes Pfund, mit dem die evangelische Kirche wuchern kann. Die katholische Kirche hat dem nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen – trotz der guten Arbeit von Seelsorgehelferinnen, Gemeinde- und Pastoralreferentinnen. Es ist richtig, dass sich die evangelische Theologie mit ihrem stärker funktionalen Amtsverständnis in der Geschlechterfrage leichter tut als die katholische mit dem ihren, das – bei allen Bewegungen zu einem pastoralen Grundverständnis – im Weiheamt stark durch das Priesterliche und durch die sakramentale Repräsentanz Jesu Christi bestimmt ist.

Das päpstliche Lehrschreiben „*Ordinatio Sacerdotalis*“ (1994) schließt für die katholische Kirche den Zugang von Frauen zum priesterlichen Amt mit Verweis auf die Schrift und die Tradition aus, beantwortet aber die Frage noch nicht, welche Aufgabe Frauen – über das ehrenamtliche Engagement hinaus – in der Kirche und für die Kirche übernehmen können. Ohne Frauen in Amt und Würden wird sich die katholische Kirche zunehmend schwer tun, als glaubwürdige Anwältin und tatkräftige Helferin der Armen und Schwachen, der Zweifelnden und Suchenden akzeptiert zu werden.

Die Lösung ist nicht ein gigantischer Frauenförderplan. Es muss grundsätzlicher das Verhältnis von Amt und Weihe, ordo und ministerium im Verhältnis von Priestern und Laien bedacht werden. Die katholische Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts hat in großer Stringenz den geistlichen Charakter des Amtes betont, seinen kirchlichen Status beschrieben und seine pastorale Ausrichtung geweitet. Ist jetzt die Zeit für eine zweite Differenzierung reif? Für eine kommuniale Gemeindeleitung? Für eine eigene pastorale Verantwortung von Männern und Frauen, die nicht Diakone oder Priester sind, aber berufen und beauftragt? Es ist nicht zuletzt der ökumenische Dialog, der die katholische Theologie nötigt, ihre eigene Tradition neu zu entdecken und fortzuschreiben.

Wird die Diskussion weitergehen, könnte sie zum Zentrum des Glaubens vordringen. Die Katholiken würden erläutern, wie sie den Zusammenhang zwischen Christus und der Kirche sehen, die Evangelischen, wie sie das Evangelium und die Gewissensfreiheit verbinden. In der Ökumene sich auf die eigenen Stärken und die der anderen zu besinnen, wird in zahlreiche Kontroversen führen. Es sind die Debatten, die lohnen, weil sie aufs Ganze gehen. Sie werden nur dann fruchtbar sein, wenn sie der paulinischen Maxime folgen: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark“ (2 Kor 12,10). Die paulinische Theologie ist die in der lateinischen Kirche dominante. Sie ist Kreuzes- und Auferstehungstheologie in einem.

Thomas Söding